

BUCHBESPRECHUNGEN

- Lübbe, Hermann: *Vom Parteigenossen zum Bundesbürger: Über beschwiegene und historisierte Vergangenheiten.* (Harald Bergsdorf) 108
- Knabe, Hubertus: *Die Täter sind unter uns. Über das Schönreden der SED-Diktatur.* (Harald Bergsdorf) 109
- Nida-Rümelin, Julian / Özmen, Elif (Hg.): *Klassiker der Philosophie des 20. Jahrhunderts.* und Nida-Rümelin, Julian / Özmen, Elif (Hg.): *Philosophie der Gegenwart in Einzeldarstellungen.* (Chloé Zirnstein) 110
- Seitter, Walter / Vismann, Cornelia (Hg.): *römisch, Tumult. Schriften zur Verkehrswissenschaft.* (Karl-Heinz Nusser) 112
- Klein, Hans H.: *Das Parlament im Verfassungsstaat. Ausgewählte Beiträge.* Hrsg. von Marcel Kaufmann und Kyrrill-A. Schwarz. (Ralf Altenhof) 113
- Kempowski, Walter: *Hamit. Tagebuch 1990.* (Ralf Altenhof) 115
- Falter, Jürgen W. / Schoen, Harald (Hrsg.): *Handbuch Wahlforschung.* (Ralf Altenhof) 117
- Seitschek, Hans Otto: *Politischer Messianismus. Totalitarismuskritik und philosophische Geschichtsschreibung im Anschluss an Jacob Leib Talmon.* (Klaus Hornung) 118

Hermann LÜBBE: *Vom Parteigenossen zum Bundesbürger: Über beschwiegene und historisierte Vergangenheiten.* Paderborn/ München 2007. Wilhelm Fink Verlag, 143 S., brosch., 16.90 EUR.

Hermann Lübbe widmet sich in seinem Band dem Umgang der Bundesrepublik mit der ers-

ten deutschen Diktaturvergangenheit. Lübbe antwortet auf Fragen, wie die Bundesrepublik die NS-Vergangenheit behandelt und wie sie es geschafft hat, Millionen Mitläufte und geringer Belastete in Bürger einer Demokratie zu verwandeln, die im In- und Ausland allmählich Anerkennung und Unterstützung erlangt. In seinem eher empirischen als normativen Buch präsentiert Lübbe erneut seine Grundthesen, die er 1983 erstmals veröffentlicht hat, und diskutiert ihre lebhafte Rezeption seither. Weil nach Hitler keine Möglichkeit existierte, sich ein neues Volk ohne Millionen NS-Verstrickte zu suchen, beschritt die Bundesrepublik im Umgang mit der NS-Vergangenheit einen mittleren Weg, der sowohl eine »Säuberung« und einen »kurzen Prozess« als auch eine »Verdrängung« oder »Schwamm-Drüber«-Politik.

Nachdem die Alliierten zahlreiche NS-Haupttäter in Nürnberg zum Tode oder zu Haftstrafen verurteilt hatten, distanzierte sich bereits die frühe Bundesrepublik einerseits glasklar von der Hitler-Diktatur (Grundgesetz als antitotalitäre Verfassung; klare Westbindung; »Wiedergutmachung« gegenüber Israel; KZ-Prozesse; öffentliches Gedenken an die Opfer; frühe wissenschaftliche Erforschung des NS; Distanz von Straßen- und Vornamen zum NS). Eher milde behandelte sie andererseits Mitläufte und Geringbelastete, denen sie – oft mit Wissen und geduldet von NS-Opfern und -Gegnern vor Ort – die Chance bot, sich still beim erfolgreichen Aufbau der neuen Demokratie zu bewähren und zu verspäteten »Musterdemokraten« zu mutieren, ohne ihnen ihre Verstrickung immer wieder vorzuhalten. Auch wenn es unter solchen »Musterdemokraten« hohe bundesdeutsche Amtsträger mit einer zumindest früher tiefbraunen Gesinnung gab: Solche (geläuterten) Bürger mit hochproblematischer Vergangenheit unterscheiden sich deutlich von Figuren, die nach dem Ende einer Diktatur erneut totalitären oder extremistischen Parolen hinterherlaufen. Hinzu kommen NS-Belastete, die nach Hitler unauffällig blieben, sich aber nie klar von der NS-Ideologie verabschiedeten.

Gerade an der Praxis, keine radikale Säuberung durchzuführen, entzündete sich später der Vorwurf, Westdeutschland habe seine faschistische Vergangenheit verdrängt. Diese Kritik kam insbesondere auch von »fortschrittlichen« Kräften, denen es vor allem darum ging, den angeblichen Kapitalismus insgesamt zu beseitigen. Fazit: Der mittlere Weg des Umgangs mit der NS-Vergangenheit half, viele NS-Verstrickte für die Demokratie zu gewinnen, die sich dadurch eher stabilisierte als destabilisierte – entgegen den Erwartungen mancher Kritiker. Durch den milden Umgang der Bundesrepublik mit jenen Millionen Verstrickten, die an keinen Verbrechen direkt beteiligt waren, gelang es, höhere und häufigere Erfolge extremistischer Parteien zu verhindern – hinzu kamen der wirtschaftlich-soziale Auftrieb und die Bewährung der Demokratie insgesamt, deren Ansehen ja anfangs eher gering schien. Lübbe leistet mit seinem Buch einen zentralen Beitrag zur Debatte über den bundesdeutschen Umgang mit dem NS-Unrecht und den NS-Massenverbrechen gegen die Menschlichkeit; in seiner Bedeutung rangiert sein tief schürfendes Bändchen fast auf einer Höhe mit »Lange Schatten. Vom Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit« (Berlin 1989) von Peter Graf Kielmansegg.

Harald Bergsdorf

Hubertus KNABE: Die Täter sind unter uns. Über das Schönreden der SED-Diktatur. Berlin 2007. Propyläen, 324 S., gebunden, 22 EUR.

Seit längerer Zeit gilt Antikommunismus als per se primitiv, insbesondere bei unpolitischen Intellektuellen – sowohl im Westen als auch Osten. Offenbar mindern die singulären Massenverbrechen Hitlers und seiner Helfer die Empathie einiger Beobachter für andere Verbrechen gegen die Humanität. Die Weigerung, neben dem Nationalsozialismus den Kommunismus gründlich zu untersuchen und zu verurteilen, zählt zu den größten Triumphen des Kommunismus. Gewiss trennen unübersehbare Unterschiede Nationalsozialismus und Kommunis-

mus. Doch beide geben bzw. geben ihrer Ideologie Vorrang vor universellen Menschenrechten. Wichtig bleibt es, differenziert über die SED-Diktatur zu informieren. Doch welchen Anteil hat das Thema »SED-Diktatur« heute am Schulunterricht? Gerade auch zahlreiche Schüler wissen erschreckend wenig über die Verbrechen der SED.

Heute schlendern Jugendliche und sogar Erwachsene in T-Shirts mit dem Aufdruck »Stasi« durch vor allem ostdeutsche Straßen, die allzu oft bis heute nach Rosa Luxemburg, Ernst Thälmann, Wilhelm Pieck, Otto Grotewohl und ähnlichen Kalibern benannt sind. Nur wenige Straßen und Plätze tragen dagegen die Namen von Leuten, die in der DDR für Demokratie und Rechtsstaatlichkeit gekämpft haben – unter Einsatz ihrer Gesundheit und ihres Lebens. Unterdessen fühlen sich viele SED-Opfer missachtet und als lästig. Umso wichtiger bleibt es, kontinuierlich an Verbrechen und Opfer der SED-Diktatur zu erinnern. Dem widmen sich wenige so intensiv wie Hubertus Knabe, Direktor der Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen, die auf dem Gelände der zentralen Untersuchungshaftanstalt des Ministeriums für Staatssicherheit liegt und sowohl für dessen Haftbedingungen als auch Verhörmethoden sensibilisieren will – Vera Lengsfeld, Freya Klier und Karl-Wilhelm Fricke zählen zu den bekanntesten und berühmtesten SED-Opfern, die dort gelitten haben.

Knabe gehört heute wegen seiner Arbeit gegen das Vergessen und Verdrängen zu den bevorzugten Reiz-, ja Hassfiguren der Neo-SED und ihres Umfeldes, die immer wieder versuchen, ihn zu diskreditieren und einzuschüchtern – gelernt ist gelernt. Doch damit motiviert sie, so scheint es, ihn zusätzlich, über die SED-Diktatur ebenso aufzuklären wie über ihre Folgen sowohl für Täter als auch Opfer bis heute. In seinem jüngsten Buch warnt Knabe nachdrücklich vor historischem Gedächtnisverlust: Gerade wer wisse, wie eine Diktatur genau funktioniere, könne den Wert einer komplizierten Herrschaftsform wie der rechtsstaatlichen Demokratie (zusätzlich) schätzen lernen, meint Knabe. Deshalb mäht er das Gras, das immer höher und dichter über die SED-Diktatur und das Fortwirken der SED-Erben in

der Bundesrepublik zu wachsen droht. Gehrade weil Lafontaines *Linke* in weitere Koalitionen strebt und deshalb verstärkt versucht, möglichst viel Legitimität für SED und PDS zu retten, bekämpft Knabe Versuche, Verbrechen und Machenschaften von SED/PDS unter den Teppich zu kehren. So beklagt er die nach wie vor hohe Zahl an (ungeläuterten) SED-Propagandisten und -Vollstreckern, die bis heute in einschlägigen Fraktionen agiert, um dort unter anderem gegen Wolf Biermann zu agitieren.

Knabe verzweifelt fast am Rechtsstaat, den ein erheblicher Teil der Täter heute nutzt, um sich aus der Verantwortung zu stehlen, darunter Leute, die an schwersten Menschenrechtsverletzungen beteiligt waren wie Mord, Entführung, Folter und Psychoterror (Bestrafung ohne Haft). Nur wenig Verständnis zeigt er für Begründungen, warum in vielen Fällen (härtere) Strafen auschieden – Haftunfähigkeit, Verjährung, fehlende Wiederholungsgefahr (!) und Rückwirkungsverbot (allerdings stützten selbst DDR-Gesetze und -Verfassung nicht jedes Verbrechen, wie er erwähnt). Faktisch operieren viele aktive Stützen und Privilegierte der SED-Diktatur, wie Knabe darlegt, bis heute in ihrem alten (oder einem neuen) Metier: Zum Beispiel Richter, Rechtsanwälte, Wachpersonal, Professoren, Journalisten, Lehrer, Polizisten und Ärzte – mitunter nennt Knabe sogar Namen und Wohnorte. Obwohl die meisten Täter heute frei herumlaufen, wettert die Neo-SED in NS-Manier gegen »Siegerjustiz«. Obendrein kassiert ein Großteil der hauptamtlichen SED-Helfer heute wesentlich höhere Renten bzw. Pensionen als DDR-Normalbürger, wie Knabe im Kapitel »Unterdrückung als Lebensleistung« bemängelt. Dennoch agitiert die Neo-SED gegen »Rentenstrafrecht« und für noch höhere Renten bzw. Pensionen ihrer Besserverdiener-Klientel.

SED-Opfer hingegen litten bereits zu DDR-Zeiten unter Benachteiligungen gerade auch in Ausbildung und Beruf – Benachteiligungen, die in vielen Fällen bis heute fortexistieren, unter anderem bei der Rentenberechnung. Pointiert bemerkt Knabe: »Eine täterfreundliche Rechtsprechung und Gesetzgebung haben bewirkt, dass man in Deutschland eine höhere Rente bekommt,

wenn man zehn Jahre im Zuchthaus Bautzen als Wärter Dienst tat, als wenn man dort zwanzig Jahre in Haft saß« – inzwischen, am 13. Juni 2007 bzw. am 6. Juli 2007, haben Bundestag und Bundesrat eine Thüringer Initiative aufgegriffen, indem sie immerhin eine Rente für jene SED-Opfer als Anerkennung beschlossen haben, die wenigstens sechs Monate inhaftiert waren und heute materiell bedürftig sind. Knabe, der sich gegen jeglichen Extremismus und gegen jegliche Diktaturen engagiert, bilanziert: »Die Fehler der Politiker und die Rechtsprechung der Gerichte wirkten zusammen wie eine gigantische Amnestie für die Verantwortlichen der SED-Diktatur.« Auch wenn Knabe in seinem wichtigen Buch dazu neigt, halbvolle Gläser halb leer zu nennen: Seine gründliche Anklageschrift verdient eine öffentliche Debatte.

Harald Bergsdorf

Julian NIDA-RÜMELIN / Elif ÖZMEN (Hg.): Klassiker der Philosophie des 20. Jahrhunderts. Broschiert, 277 Seiten, Stuttgart 2007, Alfred Kröner Verlag, 12,90 EUR und Nida-Rümelin, Julian / Özmen, Elif (Hg.): Philosophie der Gegenwart in Einzeldarstellungen. Gebundene Ausgabe, 733 Seiten, Stuttgart, Alfred Kröner Verlag 2007, 25,00 EUR.

Klassische, moderne und postmoderne Positionen des philosophischen Denkens so strukturiert, verständlich und übersichtlich darzustellen, dass außer dem Kenner der Materie auch der interessierte Laie Gewinn aus der Lektüre zieht, ist eine alles andere als einfache Aufgabe. Die Herausgeber und Autoren dieser beiden Bände haben sie mit Bravour gelöst.

Der Band *Klassiker der Philosophie des 20. Jahrhunderts* stellt in 34 Einzelpoträts von Adorno bis Wittgenstein das philosophische Werk der Denkerinnen und Denker vor, die die Themen, Fragen und Resultate der Philosophie des 20. Jahrhunderts maßgeblich bestimmt haben. Die kompakten Darstellungen skizzieren die wichtigsten Schulen und Richtungen der Philosophie des 20. Jahrhunderts in Europa und den USA, darunter Pragmatismus, Phänomeno-

logie und Existenzphilosophie, analytische Philosophie, Hermeneutik und Kritische Theorie sowie Existentialismus und Poststrukturalismus.

In dem umfangreichen zweiten Band, *Philosophie der Gegenwart in Einzeldarstellungen*, widmen sich die Autoren in 113 Porträts den aktuellen Fragestellungen, Diskussionen und Ergebnissen der gegenwärtig meistdiskutierten Philosophinnen und Philosophen aus Europa und den USA. Für die 3. Auflage dieses erstmals 1991 erschienenen Werks wurde der Schwerpunkt der Auswahl neu gesetzt. Der Fokus liegt nunmehr auf denjenigen Theoretikerinnen und Theoretikern, deren Hauptwerke erstmals nach 1970 veröffentlicht wurden. Einige wurden neu aufgenommen, darunter Dancy, Frankfurt, Gauthier, Kymlicka, Margalit, Raz, Scanlon und Wollheim.

Die kompakten Einzelporäts zeichnen ein reichhaltiges und differenziertes Bild prägender philosophischer Denkerinnen und Denker der Gegenwart. In leicht nachvollziehbarer Weise werden die einzelnen Persönlichkeiten und ihre Theorien vorgestellt und um Rezeptionen und ausführliche Schriftumshinweise ergänzt, die sowohl eine Auswahl ihrer wichtigsten Werke als auch die entsprechende Sekundärliteratur berücksichtigen.

Besondere Beachtung verdienen die eingängigen Darstellungen der wissenschaftlichen Methoden einzelner Theoretiker, wie beispielsweise das Spiel mit algorithmischen Vorschriften eines Thomas S. Kuhn oder die erkenntnisleitenden Interessen eines Jürgen Habermas. Die Konsequenz, die Methodik aller in den beiden Bänden aufgenommenen Philosophinnen und Philosophen entsprechend ausführlich zu beleuchten, fehlt allerdings.

Hinsichtlich der Auswahl an Denkerinnen und Denkern besticht vor allem der *Klassiker*-Band durch die Ausgewogenheit seiner Darstellung. Streitbare intellektuelle Außenseiter wie Hannah Arendt und Theoretiker, die in den gegenwärtigen philosophischen Debatten kaum mehr eine Rolle spielen (wie beispielsweise Theodor W. Adorno), finden ebenso Beachtung wie die bekannten Großen Sartre, Popper oder Heidegger.

Die einzelnen Beiträge zeichnen sich sowohl durch die fachliche als auch sprachliche und stilistische Kompetenz der Autoren aus, als auch durch den in beiden Bänden gleichermaßen gelungenen Versuch, einen möglichst rational formulierten, objektiv gehaltenen Überblick über die einzelnen Theoretikerinnen und Theoretiker zu geben, und zugleich auch einige unverkrampfte Interpretationsansätze zu skizzieren. Dass sich die Autoren hier und da auch durchaus subjektive Urteile erlauben, ermuntert den Leser, sich mit der einen oder anderen vorgestellten Persönlichkeit vielleicht doch einmal eingehender zu beschäftigen.

Die *Philosophie der Gegenwart* »will kein Lexikon im üblichen Sinne sein«, wie es im Vorwort zur ersten Auflage heißt. Vielmehr soll der umfangreiche Band eine Auseinandersetzung mit der zeitgenössischen Philosophie »anregen, erleichtern und begleiten«. Diesem Ziel wird das Werk durchweg gerecht. Im deutschsprachigen Raum, wo man ein vergleichbares Nachschlagewerk bislang vermisste, das so explizit auf die Gegenwart bezogen ist, schließen Nida-Rümelin und Özmen damit zweifellos eine Lücke. Es versteht sich von selbst, dass die Auswahl der einzelnen Beiträge letztlich (und dies völlig zu Recht) subjektiv bleibt und bleiben muss. Die Fokussierung auf analytische Philosophie und Themen wie Ethik, Vernunft, Logik und Politik verdankt sich dabei den persönlichen wissenschaftlichen Forschungsschwerpunkten der Herausgeber, denen es vortrefflich gelungen ist, einzelne Denker thematisch miteinander zu verknüpfen und durch entsprechende Querverweise nicht nur deren Einzeltheorien zu beleuchten, sondern einen philosophischen Gesamtzusammenhang herzustellen. Ausgehend beispielsweise von Immanuel Kants Überlegungen zu Ethik und Moralphilosophie stößt der Leser auf moderne Kritiker und Interpreten wie Foot, Lyotard, Höffe, Marquard oder O'Neill.

Positiv zu bewerten ist insbesondere, dass mit Benhabib, Butler oder Irigaray auch einige der bedeutendsten, aber vielen noch immer unbekannten weiblichen Philosophen der Gegenwart, endlich die ihnen gebührende Beachtung finden. Gerade diese

Porträts bestechen durch das Bemühen, die entsprechenden Theorien über ihren feministischen Gehalt hinaus zu beleuchten.

Betrachtet man beide Bände als Einheit, fällt auf, dass elf der 34 Beiträge aus den *Klassikern* den vergleichbaren Passagen in der *Philosophie der Gegenwart* entsprechen und es damit zu nicht unerheblichen Überschneidungen kommt. Dies lässt sich jedoch für Theoretiker wie Foucault, Habermas, Putnam oder Rawls durch ihre unbestreitbare Zugehörigkeit sowohl zu den klassischen philosophischen Theoretikern des 20. Jahrhunderts als auch zu den prägenden Denkern der Gegenwart rechtfertigen. Der durchweg positive Gesamteindruck wird denn auch dadurch nicht geschmälert.

Beide Bücher verdienen nicht zuletzt aufgrund der Würdigung bislang zu Unrecht kaum wahrgenommener Denkerinnen und Denker das Prädikat »empfehlenswert«. Vor allem aber ist es den Herausgebern und Autoren gelungen, zum Teil äußerst komplexe Zusammenhänge auf engem Raum ebenso zutreffend wie verständlich darzustellen. Und das ist nicht gerade wenig!

Chloé Zirmstein

Walter SEITTER / Cornelia VISMANN (Hg.), *römisch, Tumult. Schriften zur Verkehrswissenschaft, Zürich und Berlin 2006, 143 Seiten, broschiert 19,90 EUR.*

Was könnte man selbstbewussten und gebildeten chinesischen Touristen antworten, die uns während einer Europareise fragten, was denn die europäische Identität sei? Sicher wäre ein Hinweis auf die europäische Vielfalt und das freie Selbstverständnis von 500 Millionen Steuer zahlenden Bürgern aus 27 Staaten zwar nicht falsch, aber er wäre nicht ausreichend; denn schließlich gibt es, außer dem aktuellen Wollen der Bürger, Europa als einen kulturellen Zusammenhang, der geschichtlich gewachsen ist. Und hier, bei der Frage nach der europäischen Identität, wird man durch das Stichwort »römisch« fündig.

Das vorliegende Buch verbindet geschickt italienische, französische, österreichische und deutsche Perspektiven, um das ma-

gisch-religiöse Ideal Roms und die römische politische Kunst zu evozieren. Hat man die vom britischen Historiker aufgestellte These von der fehlenden Einheit Europas im Gedächtnis, so wird man durch das vorliegende Bändchen eines Besseren belehrt; denn es gibt sehr wohl eine Einheit Europas: Sie schimmert im ungezählten Wiederkommen aller Varianten Roms (Barbara Vinken 81 – 96).

Die überraschende Aktualität des Bändchens liegt weniger in der Erinnerung an die vergangene Wirksamkeit der durch »translatio« auf Nachfolgerreiche übertragenen Romidee als im Kontrast der Romtradition zur technisch-ökonomischen globalen Vernetzung von Gesellschaften. Auf dem Hintergrund amerikanischer Empire-Theorien betont Massimo Cacciari in seinem Beitrag (71 – 80) den Bündnischarakter der römischen Macht, die Kraft und die Unverletzlichkeit von deren Gesetzen. Zu diesen Privilegien und Rechten gehörten das Recht der besieгten Völker, ihren eigenen Kult beizubehalten. Das »Römische« ist für das »Europäische« darin wichtig, dass Europa aus den eigenen Wurzeln die »anverwandelnde und einladende Kraft« gewinnt, um die Dynamik der Globalisierung mitzustalten.

Durch verschiedene Beiträge [Wilhelm Blum (57 – 70) und Bernhard Siegert (11 – 18)] wird klar, dass das »Römische« keinesfalls mit dem »Westlichen« gleichzusetzen ist. Ab dem 6. Jh. tritt das oströmische Reich mit Konstantinopel als das zweite »Rom« auf und nach dessen Eroberung durch die Türken sieht seit dem 16. Jh. die russische Orthodoxie in ihrer Hauptstadt Moskau das dritte »Rom«. Die Frage, ob es ein viertes oder fünftes »Rom« geben könnte, führt dann doch zum Blick nach »Westen«, nämlich zu den Vereinigten Staaten von Amerika, deren implizite Romassimilationen Katherina Zakravsky an Hand von Hollywoodfilmen und der amerikanischen Interpretation zentraler Ereignisse und Gestalten der römischen Geschichte herausarbeitet (111 – 120). Amerika hat sich seit den Puritanern und der Gründung eines eigenen Staates mannigfach in der Nachfolge Roms empfunden. Amerikanisch-filmische Rückübertragungen bei der Imaginierung römischen Lebens sind denn auch unüberschbar.

So ist z. B. »der Commonsense-Held eines Romfilms ein fiktiver Militär, der seine blutige Pflicht tut, sonst aber auf sein Landgut will« (112 f.). Die patriotische Pflichterfüllung des römischen Feldherren und sein Rückzug ins Privatleben gehören so zu dem Gleichklang von Idealen amerikanisch-römischer Identifikation.

Ist man mit Jean-Jacques Rousseau und wiederum mit Eric Hobsbawm der Auffassung, dass Europa ein hervorragendes Beispiel einer zentralistischen Kulturbetrachtung, d. h. einer Bewertung anderer Kulturen auf der Basis eigener Kriterien sei, dann kann man durch den Beitrag von Rémi Brague darüber belehrt werden, dass Europa nicht »zentristischer« als andere Kulturen war und dass es im Gegensatz zu anderen Kulturen eine »exzentrische Identität« hat (45 – 66). Mit vielen Nachweisen zeigt Brague, dass es bereits im Mittelalter – und erst recht in der Moderne – die Fähigkeit gab, sich selber von einem äußeren Standpunkt aus zu betrachten, ja, dass die mittelalterliche Kultur die einzige war, die sich jemals für andere Kulturen interessiert hat (48).

So sehr Rom für seine Rechtsprechung und seine politische ordnende Kraft berühmt ist, von zahlreichen Dichtern (Vergil, Properz, Ovid, Martial und Petrarca) besungen und von vielen europäischen Königen (z. B. Heinrich II., Ludwig XIV.) zum Zentrum der römischen Geschichte erklärt wurde – im Zentrum der römischen Geschichte steht ebenso der Brudermord und eben auch der Bürgerkrieg. Diese Seite der römischen Geschichte, die zur Nüchternheit in Bezug auf die Erwartungen an die Europäische Union mahnen kann, wird von Barbara Vinken durch die Interpretation von Flauberts »*Education sentimentale*« in den Blick gebracht (81–96). Flaubert sieht in der französischen Revolution von 1848 Parallelen zum Bürgerkrieg des zerrissenen Roms. Heißt es in der *Pharsalia* beim römischen Schriftsteller Lucan: »Unsere Gründungsmauern wurden vom Bruderblut bespritzt«, so sieht Flauberts *Education sentimentale* den damaligen französischen *état social* beherrscht von der Eigenliebe und der immergleichen todesverfallenen Zwietracht des Menschen. Neben und hinter dem Schein der oft besungenen *gloire*

von Rom gibt es die *éternelle misère de tout*, die in der *cupiditas dominandi* als menschlicher Konstante ihre Wurzeln hat. Und Flaubert lässt »die Revolutionäre Nächstenliebe verkünden und blindeste und taubste Eigenliebe praktizieren« (88).

Kehren wir zurück zu dem, was von Flaubert fallengelassen wurde, zur Heilsbotschaft. Wird von Cicero der römische Staat als Kosmos verherrlicht, so setzt Augustinus dieser These die Begrenztheit jeder staatlichen Gerechtigkeit entgegen. Zur wahren Gerechtigkeit und zum Heil ist der Mensch nur als Pilger unterwegs. Auch für diese Perspektive steht Rom; denn es ist der Sitz des Papstes der römisch-katholischen Kirche. Ohne sich in Einzelheiten der Kirchengeschichte zu verlieren, arbeitet Helmut Kohlenberger Aspekte der Erneuerung und des Verfalls dieser Geschichte heraus – und dies immer auch unter der Perspektive, dass diejenigen, die das Christentum nicht lieben (Paul Veyne 7 – 9 und Hanns Zischler mit Bezug auf James Joyce 97 – 102) vom Blick auf Rom doch nicht ganz lassen können. Ausführlich geht Kohlenberger auf das umfassende Wirken Papst Gregors des Großen (ca. 540 – 604) ein, der viele Bereiche unseres Lebens geprägt hat, man denke nur an unseren Kalender oder an den »Gregorianischen Choral«.

Was ist nun das »Römische«? In der Fülle der Rombezüge, die das Bändchen bietet, zeigt sich so etwas wie eine gewachsene europäische Kultur. So informiert uns das »Römische«, über alle Unterschiede hinaus, auch über uns und bringt uns zum Nachdenken über das, was wir waren und sind.

Karl-Heinz Nusser

Hans H. KLEIN: *Das Parlament im Verfassungsstaat. Ausgewählte Beiträge*. Hrsg. von Marcel Kaufmann und Kyrill-A. Schwarz, Mohr Siebeck, Tübingen 2006, 610 S., 104 EUR.

Es gibt Professoren, Parlamentarier, Regierungsmitglieder und Richter. Und es gibt Hans Hugo Klein, der alle vier Tätigkeiten in seiner Person vereinte. Er war von 1968 bis 2001 Professor an der Georg-August-

Universität Göttingen, von 1972 bis 1983 für die CDU Mitglied des Deutschen Bundestages, nach dem Regierungswechsel 1982 wenige Monate Parlamentarischer Staatssekretär im Bundesministerium der Justiz und von 1983 bis 1996 Richter am Bundesverfassungsgericht. Mithin bekleidete er als einer der Wenigen Ämter in allen drei Gewalten. Und so breit wie Kleins Tätigkeitsbereiche erweist sich auch das thematische Spektrum des Bandes. Erschienen anlässlich Kleins 70. Geburtstages, vermittelt das Buch einen repräsentativen Überblick über sein Schaffen als Autor.

Klein ordnet das Grundgesetz dem Typus der auf Aristoteles zurückgehenden »gemischten Verfassung« zu, weil es sich nicht nur aus einer Quelle (etwa der Volkssovereinheit) speist. Deshalb spricht er auch vom »demokratischen Verfassungsstaat«. Dies signalisiert, dass im Verfassungsverständnis der Bundesrepublik das demokratische Element nicht absolut gesetzt wird. Das konstitutionelle Element kennzeichnet beispielsweise einen Bereich des Unabstimmabaren, so dass auch eine noch so große Mehrheit »die Gliederung des Bundes in Länder, die grundsätzliche Mitwirkung der Länder bei der Gesetzgebung oder die in den Artikeln 1 und 20 niedergelegten Grundsätze« (Art. 79 Abs. 3 GG) nicht außer Kraft setzen darf. Mithin wird dem Mehrheitsprinzip eine Grenze gezogen, eine »Tyrannie der Mehrheit« verhindert, um die Freiheit zu schützen.

Folgerichtig ergreift Klein entschieden Partei zugunsten der repräsentativen Demokratie. »Im Unterschied zu der des gewählten Mandatsträgers geht die Verantwortlichkeit des abstimmenden Bürgers ins Leere. Das ist einer der (guten) Gründe dafür, dass in der parlamentarischen Demokratie des Grundgesetzes die plebiszitären Einsprünge so karg bemessen sind – die Verfassung kennt sie lediglich im Zusammenhang mit der Neugliederung des Bundesgebietes (Art. 29, 118). »Nur die repräsentative ist eine verantwortete Demokratie«. Dabei versteht der Autor repräsentative Demokratie als einen Kommunikationsprozess. Der einzelne müsste sich im Handeln der Repräsentanten wiederfinden können. Die Voraussetzung dafür sei das durch die Öffentlichkeit ver-

mittelte ständige Gespräch zwischen Repräsentanten und Repräsentierten, ohne dass es dabei stets zur Übereinstimmung kommen müsste.

Bisweilen erinnert Klein an grundlegende Einsichten, die in Vergessenheit zu geraten drohen. Das gilt zum Beispiel für das Konzept der Gewaltenteilung in der Bundesrepublik. Dieses beruht auf Gewaltenverschränkungen und nicht auf einer strikten Trennung der Gewalten. Der Hinweis ist nicht zuletzt deshalb wichtig, weil viele wie selbstverständlich von letzterem ausgehen, was gravierende Fehlinterpretationen der Funktionsmechanismen des parlamentarischen Regierungssystems nach sich zieht.

Wider eine weit verbreitete, populäre Kritik an »den« Parteien bezeichnet der Autor die Parteien zu Recht als verfassungsrechtlich notwendigen Bestandteil der freiheitlich-demokratischen Grundordnung. Sie wirkten an der politischen Willensbildung des Volkes mit und seien Mittler zwischen Bürgern und Staatsorganen. Von den Interessenverbänden unterschieden sie sich vor allem durch ihre Orientierung am Gemeinwohl. Aber Klein sieht auch deren Defizite: Gefahr der Ämterpatronage sowie das Bestreben der Parteien, ihren Einfluss auf möglichst viele Bereiche auszudehnen. An den Lobby-Vertretern im Deutschen Bundestag lässt Klein kein gutes Haar. »Der Lobbyist ist als Repräsentant nicht glaubwürdig, weil er sein Erstgeburtsrecht, den repräsentativen Status, für ein Linsengericht, den (sei es auch gut honorierten) Status eines bloßen Dienstnehmers, eintauscht.«

Kleins Beiträge spiegeln wichtige intellektuelle Auseinandersetzungen der vergangenen 30 Jahre in der Bundesrepublik wider. Man denke an die Frage nach dem zivilen Ungehorsam (»Ziviler Ungehorsam als fortgeschritten Form der Demonstration« (Jo Leinen) höbe Rechtsstaat und Demokratie aus den Angeln.«) oder an die Gegenüberstellung von Legitimität und Legalität (»Im Rahmen des geltenden Verfassungsrechts ist dafür kein Raum.«). Dem Leser wird eine beeindruckende Bilanz geboten. Das gilt sowohl für das präsentierte Werk des Autors als auch für den Gegenstand der meisten Untersuchungen: die Demokratie

der Bundesrepublik. Der jüngste von den Herausgebern ausgewählte Beitrag ist erst wenige Jahre alt, der älteste erschien 1971. Auch wenn seither viele Jahre vergangen sind: Patina angesetzt hat keiner der Texte. Und schließlich birgt der Band auch noch eine Überraschung: In seiner verfassungsgeschichtlichen Abteilung finden sich sehr eindringliche, instruktive Porträts von Gerhard Leibholz, Ernst Rudolf Huber und Ernst Forsthoff, die man bisher mit dem Namen Hans Hugo Kleins nicht in Verbindung gebracht hat.

Ralf Altenhof

Walter KEMPOWSKI: *Hamit. Tagebuch 1990*, München 2006, Knaus Verlag, 430 S., 24,95 EUR.

1990 war nicht nur das Jahr der deutschen Wiedervereinigung; für Walter Kempowski bedeutete es zugleich ein Wiedersehen mit der Heimat. 1929 in Rostock geboren, wurde er 1948 von einem sowjetischen Militärttribunal wegen angeblicher Wirtschaftsspionage zu 25 Jahren Zuchthaus verurteilt, von denen er acht Jahre in Bautzen verbüßte. Nach der Haftentlassung zog er in den Westen, arbeitete lange als Dorfschullehrer, bevor er sich ganz dem Schreiben widmete. Zu seinen bekanntesten Werken gehören die Romane »Tadelloser und Wolff«, »Uns geht's ja noch gold«, »Ein Kapitel für sich« sowie »Im Block«, wo er über seine Haft berichtet. Diese Bücher machten ihn zu einem »Chronisten des deutschen Bürgerstums«, wie Kempowski einmal genannt wurde. Gleichwohl stieß er sowohl in der Literaturwissenschaft als auch in den großen Feuilletons auf Zurückhaltung, etwa bei vielen Achtundsechzigern wegen seiner Haft in der DDR.

Das änderte sich erst mit dem mehrbändigen »Echolot«, einer Collage aus Briefen, Tagebuchaufzeichnungen und ähnlichen biographischen Zeugnissen über die Erlebnisse des Zweiten Weltkriegs. Während es sich dabei um »Ein kollektives Tagebuch« handelt, ist Kempowski bereits zweimal mit eigenen Tagebüchern an die Öffentlichkeit getreten, und zwar mit »Alkor« und »Sirius«.

Steht hier das Jahr 1983 im Mittelpunkt des Interesses, ist es dort das Jahr 1989. An diese Tagebücher knüpft Kempowski mit »Hamit« an. Da Heimat ein almodisches, abgegriffenes, diskreditiertes Wort sei, hat Kempowski es durch das aus dem Erzgebirge stammende »Hamits« ersetzt.

Jeder Tagebucheintrag wird eingeleitet mit einer Redensart im Dialekt der verschiedenen Regionen – auch das ein Stück Heimat –, sei es nun die Pfalz, das Erzgebirge¹, Hessen oder das Thüringische. Das Elsass und Ostpreußen sind ebenfalls vertreten. Da möchte man immer nur zitieren, so viel Weisheit steckt in diesen einfachen, klugen Sätzen. »Wus men hot«, zitiert Kempowski aus dem Jiddischen, »will men nit, ün wus men will, hot men nit«. Den Unterschied zwischen Altwerden und einem langen Leben dürfte man nicht bloß in Mecklenburg kennen: »All willen se lang läben, aewer keener will olt warden«. Die Erfahrung, »wo Geld isch, isch der Deuffel, un wo kais isch, isch 'r zwaimol«, werden viele auch außerhalb des Breisgaus gemacht haben. »Es ist keine Kunst, eine Fliege trunken [zu] machen«, betonen die Sachsen. »Wenn ma's net anders weiss – schmeckt's Kraut wie Fleisch«, sagt man in Bayern. »Im Allgäu heißt es: »D' Weiber hand meh Gwalt wie's Schiesspulver«. Da lässt sich die Berliner Schnauze nicht lange bitten: »Eener alleene/ Is nich scheene./ Aber eener und eene/ Und denn alleene – / Det is scheene!«

Einmal führte freilich der »Fehlerfeuer« Kempowski die Hand: Der schöne Satz aus der Pfalz: »Der Deiwl ist net so schwarz, wie er gemoolt wird«, ist zweimal einem Tagebucheintrag vorangestellt – dem zum 27. Juni und dem zum 17. November. Sei's drum – doppelt genährt hält besser. Die Sammlung der Redensarten passt zu Kempowskis feinem, trockenem Humor. Allein deshalb schon lohnt die Lektüre. Die positiven Kritiken zu »Sirius« in Österreich erklärt sich der Autor denn auch auf seine

1 Kempowski spricht fälschlicherweise vom »Erzgebirgler« (S. 109, 206); wiewohl diese Wendung weit verbreitet ist, müsste es richtig »Erzgebirger« heißen.

eigene Art: »Offenbar hat es den Österreichern besonders gefallen, dass ich mich über Österreich kritisch geäußert habe, Die sind, glaub' ich, so.«

Kempowski besucht gleich zu Beginn des Jahres 1990 seine Heimatstadt Rostock mit zwei Journalistinnen vom Westdeutschen Rundfunk, Altachtundsechzigern, auf die er gar nicht gut zu sprechen ist. »Die Verständigung mit den Fernsehfrauen aus Köln war bedeutend schwieriger als die mit DDR-Leutchen«. Als in der Öffentlichkeit der »Ausverkauf der DDR« beklagt wird, argumentiert Kempowski zu Recht: »Der Ausverkauf hat ja schon 1945 begonnen«. Der Beobachtungsgabe des Schriftstellers beim Anblick einer Schar DDR-Unterhändler ist der Hinweis auf die unterschiedlichen Reaktionen in Stilfragen zu verdanken. »Da gibt's Leute, die sich auch in puncto Kleidung sofort umstellen. Assimilation. Andere tragen ihre volkseigenen Klamotten auf.« Im Westen führte die Orientierung an Äußerlichkeiten bisweilen zu fatalen Fehleinschätzungen. Beim Kirchgang fallen dem Schriftsteller die Gesangbücher auf – am Eingang stapeln sie sich. »Man kann es den Menschen nicht mehr zumuten, das Gesangbuch sichtbar durch die ganze Stadt zu tragen. Was wohl passierte, wenn man eins mitnahme?« Die Lehramtsstudenten, die Kempowski an der Universität Oldenburg unterrichtet, dürfte er ebenfalls richtig charakterisiert haben: »Keine Märchen, keine Volkslieder, Bibelkenntnis gleich null. Aber jede Menge Selbstfindungsgruppen«.

Selten irrt sich der Tagebuchschreiber. »Nur noch die Grünen reden gegen die Wiedervereinigung. Wählerstimmen wird es sie nicht kosten«, prognostiziert er. Tatsächlich flogen sie sogar aus dem Bundestag heraus. Denn aufgrund der Besonderheit der ersten gesamtdeutschen Bundestagswahl 1990, der Aufteilung des Wahlgebiets in Ost und West, zog nur das Bündnis 90/Grüne in das Parlament ein, die West-Grünen, auf die sich Kempowski bezog, scheiterten jedoch an der Fünfprozenthürde. Manchmal erweist sich der Autor als Mimose. So ärgert er sich über Leser, die eines seiner Bücher in zwei Tagen gelesen hätten. Wäre es ihm lieber gewesen, sie hätten ein Jahr gebraucht? Und als Freunde zu Besuch sind, gestaltet

sich die Unterhaltung schwierig, weil sie seine Bücher gar nicht gelesen haben. »Wie man's macht, macht man's verkehrt« – könnte darüber geschrieben stehen.

Doch das sind Petitessen. Viel häufiger ist Kempowski beizupflichten. »Jetzt kommt es heraus«, notiert er im Februar 1990, »dass die DDR westdeutsche Kommunisten für den Fall X militärisch ausgebildet hat. Die Leute hätten im Krisenfall Terroranschläge verüben sollen. Gott, wie hätten sie uns ausgelacht, wenn wir das noch vor einem halben Jahr behauptet hätten!« Und im April: »Die Russen geben jetzt zu, dass sie im Zweiten Weltkrieg 15000 polnische Offiziere ermordeten. O Gott, wenn man das noch vor zwei Jahren ausgesprochen hätte! In einer Talkrunde zum Beispiel. Da wär' es einem schlecht ergangen«. Schließlich im September: »Jetzt stellt sich heraus, dass der Briefträger, der damals wegen seiner DKP-Zugehörigkeit entlassen worden war (Berufsverbot!), tatsächlich für die Stasi gearbeitet hat. Was sagt unsere Linke dazu, wo sind die Demonstranten, die ihn als lebendes Beispiel für den BRD-Faschismus hätscheln?«.

Die Ermordung der Juden als Verpflichtung für die Aufrechterhaltung der Teilung anzuführen, wie es 1990 bisweilen geschah, etwa bei Günter Grass, hält Kempowski zu Recht für absurd. »Was die Teilung Deutschlands mit Auschwitz zu tun hat, kann einem niemand erklären. Die schreien einen gleich an, wenn man danach fragt. Auschwitz wird man nie vergessen. Wer könnte das vergessen!« In der Tat war die deutsche Teilung keine unabdingbare Konsequenz von Auschwitz, sondern eine Folge des Kalten Krieges. Der gemeinsame äußere Feind – das nationalsozialistische Deutschland – schmiedete die Anti-Hitler-Koalition zusammen. Als der gemeinsame äußere Feind besiegt war, brach auch die Anti-Hitler-Koalition auseinander. Die Divergenzen zwischen dem totalitären Sowjetkommunismus und dem demokratischen Westen erwiesen sich als zu stark. Fortan galt es – für beide Seiten –, die eigene Einflusssphäre zu sichern. Das Ergebnis war die Teilung Deutschlands.

Kempowski beweist mehrmals eine sichere Urteilskraft. Als Bundeskanzler Kohl

1990 die Folgen der Wiedervereinigung – wie viele – unterschätzte und behauptete, im Westen müsste niemand Verzicht leisten, war Kempowski skeptisch. »Das hätte er vielleicht besser nicht sagen sollen. Es ist immer besser, ‚Blut, Schweiß und Tränen‘ zu fordern, auch wenn man das dann nicht braucht«. Doch auf diese Blut, Schweiß und Tränen-Rede wartete Deutschland vergebens. Angesichts mancher Instinktlosigkeiten im deutsch-deutschen Beziehungsgeflecht ist sich der Schriftsteller früh sicher, die innere Wiedervereinigung werde noch lange dauern. Und als der Tübinger Rhetorik-Professor Walter Jens sagte, er habe sich bei den Fernsehbildern von Kohl und Modrow geschämt – »aber nicht für Modrow«, fragt Kempowski: »Was ist bloß mit diesem Mann los? Er sollte sich mal auf die Couch legen und gründlich untersuchen lassen. An ihm ist zu demonstrieren, dass Wissen nicht gleich Urteilsfähigkeit ist.«

Ralf Altenhof

Jürgen W. FALTER/Harald SCHOEN (Hrsg.): *Handbuch Wahlforschung*, Wiesbaden 2005, VS Verlag für Sozialwissenschaften, 826 S., 49,90 EUR.

»Wahlen sind ein Kernelement der repräsentativen Demokratie: In Wahlen entscheiden Bürger darüber, welche Personen als Repräsentanten auf Zeit kollektiv bindende Entscheidungen treffen sollen. Die empirische Wahlforschung untersucht diesen Akt der Herrschaftslegitimation und ist daher praktische Demokratieforschung«. So begründen die beiden Herausgeber, die Politikwissenschaftler Jürgen W. Falter und Harald Schoen, den Ausgangspunkt ihres Buches.

Wiewohl zum Beispiel Methodenprobleme der empirischen Wahlforschung, Wahl-systemfragen oder theoretische Ansätze – vom soziologischen über das sozialpsychologische bis zum ökonomischen Modell – ausführlich behandelt werden, hüte man sich vor dem Trugschluss, das Buch wende sich ausschließlich an Theoretiker. Auch Praktiker, seien es nun Politiker, Wahlkampfmanager, politische Berater oder Journalisten, dürften auf ihre Kosten kommen.

Unter der Rubrik »Spezielle Fragestellungen« setzen sich die Autoren mit Problemen auseinander, die moderne Demokratien zunehmend belasten. Das gilt unter anderem für die sinkende Wahlbeteiligung. Während die Stimmabgabe in Deutschland lange als staatsbürgerliche Pflicht galt, kann davon heute keine Rede mehr sein. Ein Zusammenhang zwischen der Höhe der Wahlbeteiligung und der Bedeutung der mit einer Wahl einhergehenden politischen Entscheidungen existiert offenkundig nicht, wie aus den von Claudio Caballero präsentierten Daten geschlussfolgert werden kann. So wiesen bis 2002 ausgerechnet die beiden Bundestagswahlen 1949 und 1990 die niedrigste (!) Wahlbeteiligung auf, obgleich mit der Gründung der Bundesrepublik und der Wiedervereinigung Einschnitte in der deutschen Geschichte verbunden waren.

Eine andere Herausforderung stellt die Wechselwahl dar. Die Wähler sind in vielen westlichen Demokratien »wählerischer« geworden. Langfristige Parteibindungen verlieren an Bedeutung; kurzfristige Faktoren beeinflussen stärker den Wahlausgang. Wenn man so will, müssen die Wahlkämpfer Langstreckenläufer mit Spurqualitäten sein. Den praktischen Erfordernissen dient auch die Analyse Frank Brettschneiders über die Massenmedien und das Wahlverhalten, in der Konsequenzen für die Wahlkampfführung gezogen werden.

Der Wahlkampfforschung, die zwischen Politikwissenschaft und Kommunikationswissenschaft anzusiedeln ist, widmet sich Harald Schoen. Der Autor zeichnet den Wandel von Wahlkämpfen nach, der sich in den Schlagworten Entideologisierung, Personalisierung, Entertainisierung, Professionalisierung, Zentralisierung und Mediatisierung widerspiegelt. Inwiefern die Wahlkämpfe indes stets Wirkungen zeitigen, steht auf einem anderen Blatt. Von den Wirkungen auszugehen, ist eine Sache, sie im einzelnen nachzuweisen, gibt sich Schoen bescheiden, eine andere. Mithin zeigt sich hier enormer Forschungsbedarf.

Das Buch stellt ein Mainzer Gemeinschaftswerk dar. Allein Lehrende an der Universität Mainz, auch einige »Ehemalige«, haben Aufsätze beigesteuert. Dazu gehören neben den Herausgebern zum Bei-

spiel Oscar W. Gabriel, Siegfried Schumann und Jürgen R. Winkler. Während Harald Schoen etwa für ein Drittel des Buches verantwortlich zeichnet, ist Mitherausgeber Jürgen W. Falter nur an einem der 19 Texte beteiligt. Leider fehlt ein Autorenverzeichnis; das »Autorenregister« erweist sich als Personenverzeichnis

Das Handbuch Wahlforschung ist ein Standardwerk. Sämtliche Facetten der Wahlforschung werden kompetent, auf dem neuesten Forschungsstand und instruktiv abgehandelt. Zu Recht hat der Verlag dies im äußeren Erscheinungsbild kenntlich gemacht; nicht das sonst übliche Paperback wird dem Leser präsentiert, sondern ein Hard cover. Mithin bilden Aufmachung und Inhalt eine qualitative Einheit. Ein Glossar sowie ein hervorragendes, fast 150-seitiges Literaturverzeichnis runden das Nachschlagewerk ab.

Ralf Altenhof

Hans Otto SEITSCHER: Politischer Messianismus. Totalitarismuskritik und philosophische Geschichtsschreibung im Anschluss an Jacob Leib Talmon. Paderborn u.a. 2005, Ferdinand Schöningh Verlag, 295 S., 39,90 EUR.

Als die Diskussion um die sogenannte Totalitarismus-Theorien von den fünfziger bis in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Blüte stand, fehlte die Trilogie des israelischen Historikers Jacob L. Talmon (1916 – 1980) über die Ursprünge der totalitären Bewegungen und Herrschaftssysteme des 20. Jahrhunderts in keiner historisch-politischen Bibliographie (Die Ursprünge der totalitären Demokratie, 1961; Politischer Messianismus, 1963; The Myth of the Nation and the Vision of Revolution 1980). Dann fiel diese Debatte jedoch dem folgenden großen politischen und auch wissenschaftlichen „Paradigmenwechsel“ hin zum „Antifaschismus“ zum Opfer und mit ihm auch Talmans Lebenswerk. Nach den politischen Umbrüchen 1989/1990 hat dann eine neue Debatte um die Diktatursysteme des 20. Jahrhunderts unter dem Paradigma der „politischen Religionen“ in eine „Kernzone

diktaturkritischer Reflexion“ (Markus Hutter) zurückgeführt, und jetzt findet auch das eindrucksvolle Oeuvre Talmans neue verdiente Beachtung.

Das wird nicht zuletzt durch die vorliegende Arbeit des jungen Historikers H. O. Seitschek deutlich, die aus einer von Hans Maier betreuten Münchener Dissertation hervorgegangen ist und in den genannten Umkreis neuer Forschungen und Darstellungen zum Thema „Politische Religionen“ in der europäischen Zeitgeschichte gehört. Der Autor skizziert zunächst das Leben des wissenschaftlich anregenden, 1980 im 64. Lebensjahr verstorbenen Jacob Talmon, um sodann dessen Konzept des Politischen Messianismus in die Geschichte des Verhältnisses und der Unterscheidung von Religion und Politik seit der „christlichen Wende“ in Europa einzurordnen bis hin zum christlichen Widerstand gegen die totalitären Ideologien und Systeme im vorigen Jahrhundert. Abschließend bewertet der Autor Talmans Werk als philosophische Geschichtsschreibung in ihrer zeitgeschichtlichen Nähe etwa zu Hannah Arendt, Raymond Aron bis hin zu Karl Jaspers oder Ceslaw Milosz.

Ausgehend von der messianischen Religiosität im Judentum und Christentum und auch im schiitischen Zwei des Islam mit ihrem Warten und Hoffen auf den Rettung und Erlösung bringenden Messias und seiner bedingungslosen Nachfolge hat Talmon sich schon früh mit häretischen Sekten in Europa seit dem 12 und 13. Jahrhundert befasst, beginnend mit seiner Doktorarbeit an der London School of Economics 1943. Später, in der Zeit seiner Lehre an der Hebräischen Universität Jerusalem, hat er sich dann vor allem dem Studium der ideengeschichtlichen Wurzeln der totalitären Demokratie und des Politischen Messianismus in der Philosophie des 18. Jahrhunderts, der betont säkularistischen Aufklärung und ihres ordre naturel und Rousseaus Zivilreligion zugewandt, die sich dann in der Jakobinerdiktatur 1793/94 als leidenschaftlicher Glaube und totale Entäußerung des einzelnen an das Kollektiv des Allgemeinen Willens und als modern-säkulare Diktatur manifestierte. Nach dieser Frühphase der totalitären Demokratie entfalteten sich seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die

beiden mächtigen Bewegungen des „messianischen Nationalismus“ und eines „sozialistischen Messianismus“, der seinen Höhepunkt im „messianischen Kommunismus“ des Karl Marx fand. Beide Ströme prallten schließlich im „Bürgerkrieg“ des 20. Jahrhunderts (Ernst Nolte) in ihrer „uneingestandenen Wesensverwandtschaft“ und „konfliktgeladenen Komplizenschaft“ (Francois Furet) und auch mit der liberalen Demokratie zusammen; beiden ging es um die „Revolutionierung der Gesellschaft als Ganzer“, um das Glück eines „neuen Menschen“ in einer neuen Gesellschaft. „Der Bezugspunkt des modernen Messianismus ist die Vernunft und der Wille des Menschen. Sein Ziel, das Glück auf Erden, ist durch soziale Umformung zu erreichen. Der Bezugspunkt ist weltlich, die Forderungen aber sind absolut“ (Talmon).

Talmon gehörte mit diesem Ansatz in die Reihe jener Autoren, die, wie etwa Eric Voegelin, die politischen Ideologien der totalitären Diktaturen in ihren Analogien und zugleich ihrem fundamentalen Gegensatz zu den authentischen Erlösungsreligionen als „säkulare Religionen“ beschreiben mit ihrer eigentümlichen Sakralisierung der politischen Sphäre, die ihnen in der Wurzel- und Transzendenzlosigkeit der industriellen Massengesellschaft des 20. Jahrhunderts eine hohe Durchschlagskraft verlieh. Talmans Ausgangsfrage war, was die „revolutionären Heilskonzepte“ eines Lenin und Hitler dazu bringen konnte, sich zu totalitären Diktaturen und Terrorregimen zu entwickeln und seine Antwort darauf war eindeutig: Die Ursache ist in der Hybris des Bauens auf die Vernunft und den Willen des Menschen zu suchen, in seiner hybriden Entschlossenheit, absolute Forderungen in dieser Welt durchzusetzen zu wollen und dabei die Fehlbarkeit und Schwächen des Menschen zu leugnen. In dieser Hybris – er verwendet auch ausdrücklich den jüdischen und christlichen Begriff der „Erbsünde“ („original sin“) – sieht Talmon die eigentliche Wurzel des Gewaltpotentials dieser Systeme und Regime, ihrer gnadenlosen Ausschaltung, „Liquidierung“ der Nonkonformen und Widerstrebbenden, der Klassen- oder Rassenfeinde. Es ist der Verlust und bewusste Verzicht dieses weltlichen, politischen Messianismus auf die

authentischen religiösen Bezüge der Transzendenz und Offenbarung, die seinen Willen ins Werk setzen, die eigene Lehre gegen alle Widerstände durchzusetzen und ihn mit Religion und Kirchen in einen Konflikt „auf Leben und Tod“ bringen müssen. Der Satz des Blutrichters Freisler im Prozeß gegen Graf James Moltke, „Eines haben das Christentum und wir Nationalsozialisten gemeinsam, und nur dies eine: wir verlangen den ganzen Menschen“ wurde zum Leitmotiv dieses Konflikts. Talmons letzter Maßstab hingegen ist der Messianismus „in seiner besten und ursprünglichen Gestalt“, mit seiner Tiefe und Intensität des Gewissens, der unerschrockenen Frage nach der Legitimität politischer Macht, seinem „angstvollen Ringen mit den Mysterien des Bösen“, seinem „Protest gegen Unterdrückung jeder Art“ und der richtig verstandenen „Sehnsucht nach Hingabe an ein Absolutes“.

Mit diesem Maßstab begründet Talmon nicht nur seine fundamentale Kritik an den politisch-messianischen totalitären Gewaltregimen, sondern auch an der europäischen Moderne insgesamt. Er blieb ein skeptischer Konservativer gegen ihre Hoffnungen auf die Güte und Perfektibilität des Menschen, ihre theologisch ungenügend unterbaute Zivilreligion der Menschenrechte und ihren Versprechen, Bedürfnisse zu erfüllen, die angesichts der condition humaine „niemals befriedigt werden können“. Dieser Maßstab lässt keinen Zweifel daran, dass der Politische Messianismus der liberalen Gesellschaft wie ihr Schatten folgt, die offene Gesellschaft stets eine „offene Flanke“ (Joa-chim Fest) gegenüber der „totalitären Versuchung“ (Francois Revel) bietet, sofern sie nicht die Grenzen der autonomes Vernunft achtet und die irdischen Ordnungen vom Reich Gottes nicht klar unterscheidet. Ohne diese Grenzziehung, etwa im Sinne von Luthers Lehre von den Zwei Reichen, steht sie immer in der Gefahr – unsere Gegenwart der Political Correctness, ihrer Gesinnungsdiktatur und Geschichtspolitik zeigt das erneut deutlich –, die dem Allgemeinen Willen Widersprechenden als außerhalb des Gesetzes, „hors de lois“ zu erklären.

Kritiker der Untersuchungen Seitscheks haben eingewandt, dass der Autor einen allzu christlich-orthodoxen, will sagen katho-

lisch-rechtgläubigen Maßstab zum Ausgangspunkt seiner Bewertungen gemacht habe und der „authentischen“ Religion die Kraft zugesteht, vor den Verführungen durch die politischen Religionen zu schützen. Freilich hat sich dieser Maßstab in den realen Auseinandersetzungen mit den totalitären Diktaturen in ihrer doppelten Gestalt im 20. Jahrhundert bewährt. Nicht wenige Skeptiker gegenüber dem Konzept des politischen Messianismus müssen doch ein-

räumen, dass es hilfreich sein kann für ein adäquates Verständnis der politischen Religionen und ihrer totalitären und destruktiven Kraft. Und auch der Historiker der Säkular-Geschichte kann anerkennen, dass die unverkennbaren theologischen, kirchengeschichtlichen und philosophischen Interessen des Autors seiner Untersuchung nicht geschadet, sondern genützt haben.

Klaus Hornung

Die EU ist wieder handlungsfähig!



Der Vertrag von Lissabon

Text und Kommentar zum Europäischen Reformvertrag

Von PD Dr. Klemens H. Fischer, Gesandter, Ständige Vertretung Österreichs bei der EU, Brüssel

Mit einem Geleitwort von Dr. Benita Ferrero-Waldner, Mitglied der Europäischen Kommission
 2008, 543 S., brosch., mit CD-ROM, 79,- €,
 ISBN 978-3-8329-3218-3

Am 13. Dezember wurde der Europäische Reformvertrag in Lissabon feierlich unterzeichnet. Mit diesem Vertragswerk ist Europa wieder handlungsfähig und für die Herausforderungen des 21. Jahrhunderts gerüstet. Der Kommentar erläutert erstmals für Wissenschaft und Praxis den Verhandlungsverlauf und die Auswirkungen des neuen Vertrages. Die beiliegende CD-ROM enthält sämtliche Konferenzdokumente.

Bitte bestellen Sie bei Ihrer Buchhandlung oder
 bei Nomos | Telefon 07221/2104-37 | Fax -43 |
www.nomos.de | sabine.horn@nomos.de

